

Was es heißt, Katja Riemann zu sein

Halb Deutschland diskutierte in den vergangenen Wochen über den "anstrengenden" Star und seinen "zickigen" TV-Auftritt. Dabei wäre eine Verneigung angebracht: In ihrem neuen Kinofilm "Das Wochenende" zeigt Riemann, weshalb sie eine der besten Schauspielerinnen ist, die wir haben

Von Peter Praschl



Schauspieler ist ein unheimlicher Beruf; je mehr man selbst verschwindet, desto besser ist man. Katja Riemann mit Filmehemann Tobias Moretti in „Das Wochenende“

Da ist Inga, da ist Jens. Sie waren einmal ein Paar, es ist lange her. Sie wurde von ihm schwanger, es störte ihn, weil er keine Zeit hatte für ein eigenes Kind, er wollte alle Kinder befreien, er war Revolutionär, der Staat nannte es: Terrorist. Jemand aus seiner engsten Umgebung, wer, weiß er noch immer nicht, verriet ihn an die Polizei, er kam ins Gefängnis. Als er nach 18 Jahren entlassen wird, händigt man ihm ein paar alte "Spiegel"-Hefte, ein paar Mark und seine alten Jeans aus, aber er hat noch die alte Fighter-Verbohrtheit, seine Identität, sein "Leben", sagt er irgendwann.

Inga dagegen, die Frau, die ihn vielleicht verraten hat: etabliert jetzt, Literaturagentin, verheiratet mit dem Inhaber einer Confiserie-Kette, die den besten Kuchen der Stadt macht, ein erfolgreicher Hedonist, der ihr noch knapp vor Mitternacht Pasta kocht, weil er das Kochen, Essen, seine Frau und das Leben so sehr liebt – das wirkliche Leben, kein mögliches, für das man erst einen Umsturz veranstalten muss.

Aber jetzt ist Jens aus dem Gefängnis entlassen worden, seine Schwester Tina hat ein paar Menschen für ein Wochenende in ein Haus am Land zusammentelefoniert, Henner, einen alten Genossen, der sich ins Schreiben von Erinnerungsbüchern gerettet hat, Inga und ihren

Ulrich, zusammen mit ihr und Jens macht das fünf. Was kann man einander nach 18 Jahren sagen? Hat man einander überhaupt etwas zu sagen? Bleibt man dem neuen Leben gegenüber loyal, brechen alte Sehnsüchte aus, ist die Vergangenheit wirklich schon tot, wie lange kann das gut gehen, ehe alle austicken und einander Lebenslügen vorwerfen?

So ein Film ist Nina Grosses "Das Wochenende". Eines dieser Konversationsdramen, die nur funktionieren, wenn die Schauspieler es schaffen, auch das Ungesagte sprechen zu lassen und allem Gesagten, so banal es auch sein mag, etwas mitzugeben, das es bedeutsam macht. Wenn man ihnen anmerkt, wie durchgeschüttelt sie sind, während sie sich bemühen, Identitätsfestigkeit zu simulieren. Nina Grosse hat diese Schauspieler: Sebastian Koch, Tobias Moretti, Sylvester Groth, Barbara Auer. Und sie hat Katja Riemann, die die Inga spielt, die Frau im Zentrum dieser Geschichte, obwohl sie dem Kampf der Vergangenheit gegen die Gegenwart eher zusieht als ihn voranzutreiben. Sie ist immer wieder so gut dabei, dass einem der Atem stockt: aus ihrer Sicherheit verjagt, nervös, überfordert, ruppig, weil sie sich die Schmerzen vom Leib halten will, zart, weil sie es nicht schafft, sich die Schmerzen vom Leib zu halten. In den anderthalb Stunden, in denen man ihr zusieht, sind da gleich zwei, drei, vier Charaktere, aber man nimmt das nicht als widersprüchlich wahr, so ist es eben, wenn einem die Existenz, in der man sich ausgebreitet hat, über den Haufen geworfen wird durch jene Existenz, die man früher einmal hatte.

"Das Wochenende" ist auch der Film, der Katja Riemann etwas einbrockte, was man hierzulande "Debatte" nennt, obwohl dabei keine Argumente ausgetauscht werden, sondern alle möglichen Menschen vor sich hinreden, immer aufgeregter und rechthaberischer dabei werdend, bis man am Ende nicht mehr weiß, worum es eigentlich geht. Riemann saß in einer Vorabend-Talkshow und wollte über den Film reden, der Moderator Hinnerk Baumgarten zwar auch, aber nur sehr irgendwie. "Wie haben Sie das gemacht, mit diesen Haaren?", fragte er Riemann, weil sie im "Wochenende" eine Perücke trägt statt ihrer Riemann-Locken. Riemann guckte ihn irritiert an und sagte: "eine Perücke", und auch alles andere, was danach gesprochen wurde, schaffte es nicht, zu einem Gespräch zu werden, sondern blieb eine Vorführung von Nicht-Kommunikation. Ein Moderator, der sich unverdrossen an seinen Gast anwanzen wollte, eine Schauspielerin, die nicht gnädig darüber hinwegwitzelte, sondern dichtmachte und den Mann auflaufen ließ. In den Tagen danach klickten vermutlich sehr viel mehr Menschen den YouTube-Zuschnitt dieser Talkshow an, als "Das Wochende" Zuschauer im Kino haben wird. Und wie immer, wenn hierzulande etwas geklärt werden muss, wurde es dabei immer lauter und grundsätzlicher, bis am Ende in Zeitungsartikeln das Wort "ficken" stand und das Wort "Zicke" wahrscheinlich ein paar Zehntausend Mal auf allen möglichen Internetseiten hinterlassen worden war. Riemann machte das Gästebuch auf ihrer Website dicht und nahm ihren Facebook-Auftritt aus dem Schussfeld, selbstverständlich wurde auch das von den Chronisten vermeldet, was den Eindruck nur noch verstärkte, dass Riemann irgendwie doch eine Person mit Starallüren ist, ja klar, der Typ war peinlich, aber musste sie ihn so auflaufen lassen, und so weiter, und so weiter, inklusive aller möglichen Metaebenen.

Der Vorwurf, der, nicht zum ersten Mal, gegen Katja Riemann erhoben wurde: Sie habe Star-Allüren. Die allerdings vor allem darin bestehen, dass sie immer wieder darauf beharrt, als Schauspielerin wahrgenommen zu werden – und nicht als Star. Nun weiß niemand, ob Katja Riemann ein Star sein will oder lieber doch nicht, man wird es auch nicht erfahren, schließlich können den Wunsch, ein Star zu sein, öffentlich nur Teenager äußern, ohne verspottet zu werden. Dass ihr das Schauspielen wichtig ist und sie sich selbst vor allem als Schauspielerin versteht, hat Katja Riemann dagegen so häufig in Interviews gesagt, dass man ihr ruhig glauben sollte.

Nun ist es das Seltsame und fast Unheimliche am Beruf des Seltsame und fast Unheimliche am Beruf des Schauspielers, dass man ihn umso besser ausübt, je mehr man selbst verschwindet. Von Schauspielern wird die permanente Bereitschaft erwartet, sich abzuwerfen, sich vergessen zu machen, sich auszulöschen, und je besser einem das gelingt, desto besser ist er als Schauspieler. Ein guter Schauspieler ist logischerweise das Gegenteil dessen, ein Star zu sein. Ein Star: Das ist so etwas wie eine verlässliche Marke, vergleichbar einer Handtasche, die ein paar Dutzend Mal mit einem Logo bedruckt wurde, keine einzige Sekunde soll man vergessen, mit wem man es zu tun bekommt. Der Schauspieler dagegen: ein Mensch, der so sehr in eine andere Existenz kriecht, dass er selbst fast unsichtbar wird. Wie gut ein berühmter Schauspieler ist, merkt man sofort daran, ob man den Star vergessen kann, der er jenseits seines Spiels ist. George Clooney: sehr gut. Til Schweiger: doch immer nur Til Schweiger, ein Mann mit drei, vier Manierismen. Vielleicht kann er nicht anders, vielleicht hat er panische Angst, dass er einmal in einer seiner Rollen verschwinden könnte, vielleicht ist es genau das, was er sein will – eine perfekte Handelsmarke.

Eines der Probleme Katja Riemanns besteht darin, dass es hierzulande nicht wirklich ausreicht, eine gute Schauspielerin zu sein, um auch als Star wahrgenommen zu werden; es genügt nicht, dass sie schon in den Komödien zu Beginn ihrer Kino-Karriere gezeigt hat, wie gut sie zum Beispiel das Timing beherrscht, oder dass sie in "Abgeschminkt" von Katja Garnier eine ikonische Frauenrolle spielte oder dass sie in den letzten Jahren in gar nicht so wenigen Arthouse-Produktionen immer wieder vorführte, wie tief, subtil, auch verstörend sie Charaktere anlegen kann, zuletzt in Stefan Krohmers Psychodrama "Verratene Freunde". In Frankreich genügt es, seinen Job bravourös zu erledigen, um Verehrung zu ernten. In Deutschland nicht wirklich, schon gar nicht, wenn es sich um Schauspielerinnen handelt. Sie müssen über das Berufliche hinaus noch etwas bieten können, um wirklich gemocht zu werden, und eines dürfen sie sich ganz sicher nicht leisten: den Eindruck erwecken, anstrengend zu sein. Wohl auch deswegen ging die Riemann-"Debatte" so heftig ab, sie war wieder einmal eine Gelegenheit, Unmut über vermeintlich anstrengende Frauen loszuwerden, ihnen die Grenzen zu ziehen, die sie besser nicht übertreten sollten, wenn sie gemocht werden wollen. Falls dich ein Politiker nachts an einer Bar mit einem Spruch über deine Brüste anmacht: bloß nicht beschweren. Und wenn ein Mann, mit dem du dich über deine Arbeit unterhalten willst, sich mit dir über deine blonden Locken unterhalten will: lächeln, immer nur lächeln, stell dich bloß nicht so an.

Wie ein weiblicher Filmstar in Deutschland sein muss, kann man sich da einigermaßen leicht ausrechnen. Patent irgendwie, immerzu freundlich bereit, halbwegs regelmäßig ein wenig aus seinem Privatleben zu erzählen, hübsch, aber nicht bedrohlich schön, stoisch genug, um sich auch seltsame Fragen, eitle Gesprächspartner und untalentierte Interviewer gefallen zu lassen, und auf keinen Fall anstrengend. So wie Christine Neubauer. Oder Uschi Glas. Das Problem dabei: Mit einem Charakter, den man sich hierzulande von Stars wünscht, ist man sofort sehr weit von dem entfernt, was Star-Existenzen anstrebenswert macht. Der einzige Glamour, den man sich noch leisten kann, ist, bei der Berlinale oder beim Filmball in München über den roten Teppich zu gehen. Ziemlich langweilig also. Und sehr weit entfernt von internationalen Standards.

Vielleicht geht es darum bei den Allüren, die Katja Riemann nachgesagt werden: dass sie sich immer wieder beharrlich weigert, jene Starrolle zu spielen, die man deutschen Schauspielerinnen durchgehen lässt. Man kann getrost davon ausgehen, dass Riemann sie draufhätte; dass sie es jederzeit schaffen würde, einem ungeschickten Fragesteller ein paar Augenaufschläge zuzuwerfen und dem Publikum ein paar Geschichten anzubieten, die ihm zeigten, dass da eine ist, die sich von anderen Menschen nicht unterscheidet und sich nicht

über sie erheben will, niemals. Eine wie alle, die Erwartungen erfüllend, die man an alle anderen schließlich auch hat – gute Laune, gute Miene, gutes Klima.

Wenn sie so jemanden spielen würde, wäre sofort alles gut. Aber sie tut es nicht. Vielleicht denkt sie, dass es reichen muss, was sie stattdessen macht: immer wieder so gut zu spielen, dass sie es schafft, sich in eine andere Existenz hinein aufzulösen. Vielleicht irrt sie sich. In einem irrt sie sich nicht: Was sie tut, reicht, um eine der besten Schauspielerinnen zu sein, die wir haben.

Ab Donnerstag im Kino

© Axel Springer AG 2013. Alle Rechte vorbehalten